kennen, der den schönen oder unschönen Namen „Regenstein“ führte. Auf meine Frage, wie er an diesen eigenartigen Namen käme, erzählte er mir Folgendes: „Als Findelkind fand man mich, in ein Paket verschnürt, im schönen Monat Mai, bei Mairegen, auf einem Stein liegend, vor dem Tore der Stadt. Meine unglückliche, ehelose Mutter hatte mich in ihrer Not dort ausgesetzt

Daher mein Name „Regenstein“. — „Dennoch“, fügte der junge Mann hinzu, „würde ich meine Mutter lieben wenn ich sie nur kennte.“

Familienforschung (=Genealogie) hielt man bis vor nicht sehr langer Zeit für eine zwecklose Liebhaberei. Heute hat man jedoch überall erkannt, wie wichtig es ist, nicht nur seinen Vater und die Mutter, sondern auch die Groß- und Urgroßeltern, ja auch die Ahneltern zu kennen. Findelkinder wollen wir doch gewiß alle nicht sein? — Wie interessant ist zum Beispiel ein Stammbaum, oder gar eine Ahnentafel der Eltern, wo wir die Vorelternpaare nach Generationen eingetragen sehen und so 16, ja 32 Ahnen kennen lernen, deren Geblüt auch noch in unseren Adern fließt. Diese Ahnentafeln sind besonders wichtig für die Vererbungslehre. Deshalb beschäftigt sich die heutige Wissenschaft, besonders die der Mediziner so sehr auf diesem hochinteressanten Gebiete.

Schon die alten haben dieses gewußt, steht doch in der Bibel: „Die Sünden der Eltern rächen sich bis ins vierte Geschlecht“ (Generation). Wir setzen hinzu; aber auch die Tugenden vererben sich bis in die vierte Generation.

„Ja“, wird nun manche schöne Leserin oder wißbegieriger Leser fragen: „Wie treibe ich Familienforschung, und wo fließen mir die Quellen“?

Da sind zunächst anzuführen im Elternhause oder in den Häusern der Großeltern alte Familienbücher oder Handpostillen, oder Gesangbücher, in deren Umschlag die Mutter mit liebender Hand so gern die Reihe ihrer Kinder einschrieb. Ferner Briefe, Testamente, Kauf- und Pachtverträge und sonstige alte Wirtschaftsbücher, die oft durch Generationen in alten Bauernhäusern gebraucht werden. Eigentliche Familienarchive, wie wir sie häufig in Adels- oder Patrizierhäusern finden und in denen alle in Betracht kommenden Nachrichten über die einzelnen Familienglieder gesammelt und aufbewahrt werden, findet man bei der Landbevölkerung sehr wenig. Eine richtige Quelle sind die Tauf-, Trau- und Sterbe-Register, die sogenannten Kirchenbücher unserer Pfarreien, von denen allerdings die ältesten höchstens bis zum Ausgange des 30jährigen Krieges reichen. Die Soldaten, besonders die schwedischen, fanden das starke, pergamentartige Papier der alten Kirchenbücher als vorzüglich geeignet zur Anfertigung von Patronenhülsen. Auch heizten sie wohl mit den im Pfarrhofe sich vorfindenden Akten, Urkunden und Kirchenbüchern ihre Lagerfeuer. Aus diesem Grunde ist es für die meisten Familienforscher schwierig, aus der Zeit des 30 jährigen Krieges Nachrichten zu finden, und die Quellen fließen daher in älterer Zeit spärlich. Zu nennen sind ferner auch noch die Stadt- und Gemeinde-Archive, die hier und da einige Ausbeute liefern. Ebenso die alten Grundakten und Lagerbücher, auch Saalbücher genannt.

Wer sich aber ganz besonders der Sache widmen will, und das sollte ja eigentlich jeder, der nur in etwa gebildet ist, der wende sich an die Staatsarchive. Für uns kommt hauptsächlich Münster in Frage. Dort sind große Bestände von Akten und Urkunden des alten Fürstentums Paderborn aufbewahrt, die über jede Gemeinde und ihre Bewohner einigen Aufschluß geben. Die Benutzung der Staatsarchive ist jedermann unter Angabe des Zweckes gestattet. Er muß sich allerdings erst im Lesen von alten Pergamenten üben. Auch wird eine Benutzungsgebühr pro Tag oder pro Monat zu zahlen sein. — Schließlich sind auch alte Grabsteine oft von Wert für Familienforscher, weil sie uns Sterbe- und Geburtsjahre nennen, auf denen wir weiter aufbauen können.

Es gibt aber auch heute schon eine große Literatur, aus welcher Familienforscher vieles lernen können. Jede Buchhandlung kann solche Zeitschriften und Bücher besorgen. Wer besonderes Interesse hat, werde gegen geringen jährlichen Beitrag Mitglied der westfälischen Gesellschaft für Familienkunde in Münster i. W. Die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde hat in Köln ihren Sitz.

Auch die „Warburger Warte“, Beilage des Warburger Kreisblattes, bringt in ihrer Heimatecke familienkundliche Nachrichten. Wer also Interessantes auf familiengeschichtlichem Gebiete zu erzählen weiß, bringe es zu Papier und schicke es dem Herrn Paul Quick in Warburg zur gefl. Verwendung in der „Warte“ ein

Das Recht, ein Siegel oder gar ein Familienwappen zu führen, hat jeder. Wie sagt doch unser Dichter F. W. Weber:

„Ihr von der Diemel, Beyer, Nethe, Lippe
Alle seid ihr edler Sippe“.

Er darf nur nicht das Siegel oder Wappen einer andern Familie gebrauchen, sonst macht er sich strafbar. Uralte angestammte Haus- und Hofmarken (=Erkennungszeichen) führten noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein viele Familien, auch auf dem Lande. Warum auch nicht? Waren doch diese alten Familienzeichen für viele, die weder lesen noch schreiben konnten (selbst Karl der Große schrieb nur ein solches Zeichen), das Erkennungszeichen ihrer Zusammengehörigkeit. Haben wir nicht heute noch ein Sprichwort, das da lautet, wenn zwei zusammenhalten: „Die haben zusammen was im Schilde“, oder „Mit dem habe ich nichts im Schilde“. Dieses Sprichwort ist vor Jahrhunderten entstanden, als durch Zeichen im Schilde (=Wappen) die Zusammengehörigkeit gezeigt wurde.

Man hatte eben Familiensinn und kein Flecken der Unehre durfte auf die Familie und die Sippe fallen, weil niemand ehrlos sein wollte.

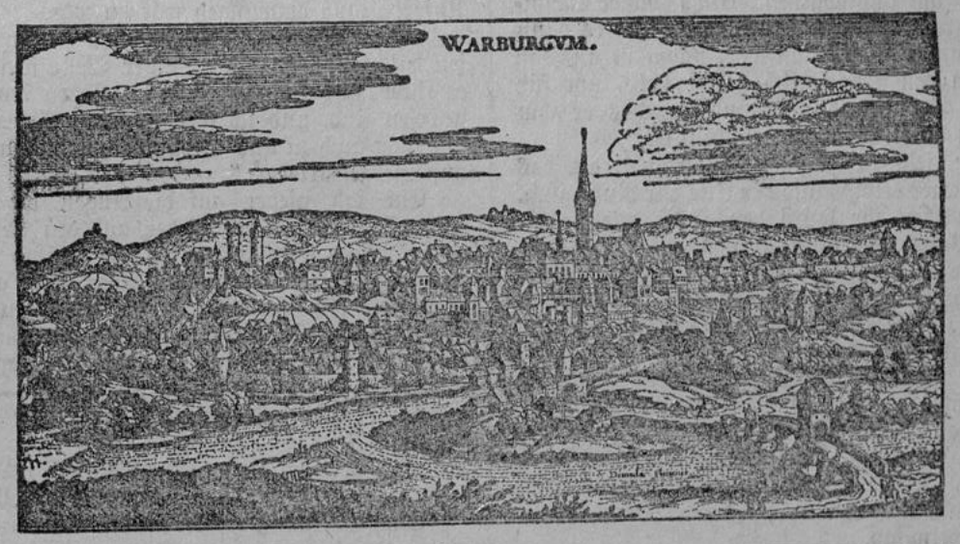
Wir haben in kurzen Umrissen die Grundlagen und Quellen zur Familiengeschichtsforschung betrachtet. Es wird vielleicht verschiedenen Leserinnen und Lesern dieses Heimatblattes schwer erscheinen, solche Forschungen vorzunehmen Wo das der Fall ist, da kaufe man sich für wenig Geld, (Mk. 1.50—2.00) ein Buch in Bogengröße, mit festem Umschlag, dessen Blätter Linien aufweisen. Dahinein schreibe man, das erste Blatt freilassend, die Namen der Eltern und Geschwister, möglichst mit Daten. Ferner die Namen der Großeltern und deren Geschwister. Dann die Namen der Ahneltern, der Basen und Vettern, Neffen und Nichten. Auch die Taufpaten sollen wir nicht vergessen. Überhaupt alles was mit Verwandten zusammenhängt, besonders auch Herkunft und Stand. Hierdurch ist schon der Anfang zu einer Familienchronik gemacht und es werden bestimmt Kinder und Kindeskinder kommen, die sich freuen, diese vom lieben Onkel oder der geliebten Tante gemachten Aufzeichnungen zu besitzen, um auf dieser Grundlage weiter bauen zu können. Man scheue keine Kleinarbeit, durch die schon oft ein großes Ergebnis herbeigeführt wurde. Das Studium alter, vergilbter Akten erfordert Geduld und Beharrlichkeit, wird aber belohnt durch den Genuß, den es gewährt, wenn man einen kostbaren Fund gemacht hat

Und endlich wir verdanken unsern Voreltern unser Leben mit allen seelischen und körperlichen Eigenschaften. Auch die von ihnen erhaltene Scholle sollen wir halten und befestigen. Überhaupt möge jeder die Worte unseres großen Dichters Goethe beherzigen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast.
Erwirb es, um es zu besitzen“.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt
Erscheint zweimal wöchentlich
Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen.
Nachdruck der Originalbeiträge verboten.
Schriftleiter: Paul Quick Warburg.

Nr. 59 | 6. August 1927 | 2. Jahrgang

Das Haus ohne Lachen.

Roman von Otto Neufeldt.

13) Copyright by K. & H. Greiser, G. m. b. H. Rastatt.

Der andere stürzte an den Schreibtisch und riß die Jalousie empor. Die Saffiankasten waren noch da, aber als er sie öffnete, fand er die Perlenketten nicht mehr. Er sah seinen Begleiter an, als fürchte er, um seinen Verstand gekommen zu sein. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, daß die beiden Ketten noch vorhanden waren, als Huydekooper die Kästchen in den Schreibtisch stellte. Nun war der Schmuck weg, ohne daß jemand das Zimmer betreten hatte. Der Begleiter war mit einem Schritt vor dem Schreibtisch, und er sah sofort, wie der Schmuck verschwunden war. Aus der Schrankwand war ein viereckiges Stück herausgeschnitten, und ein viereckiges Loch befand sich ebenfalls an der entsprechenden Stelle in der Rabitzwand, so daß es ganz leicht war, vom Kleiderschrank des Schlafzimmers aus die Schmuckstücke zu ergreifen, während die Aufmerksamkeit der beiden durch den Auflauf in der Straße abgelenkt worden war.

Die beiden waren nur eine Sekunde lang verblüfft, dann stürzten sie an die Tür, die vom Schlafzimmer auf den Flur führte; sie war verschlossen. Sie rannten in das Wohnzimmer zurück, und auch dessen Tür war hinter ihrem Rücken von draußen abgeschlossen worden. Sie hämmerten und polterten gegen die Tür, aber es kam niemand. Der Verkäufer stürzte zum Telephon, drehte wie irrsinnig an der Kurbel, aber es meldete sich niemand, und erst, nachdem kostbare Sekunden verflossen waren, merkte er, daß die Leitungsdrähte durchschnitten waren. Nun riß er die Fenster auf und brüllte auf die Straße hinab, während sein Kollege sich bemühte, die Türfüllung einzutreten. Endlich machte man von draußen den Versuch, die Tür zu öffnen, aber Huydekooper hatte mit allen Mitteln versucht, sich einen möglichst großen Vorsprung zu sichern: irgendein metallener Gegenstand war in das Schlüsselloch geklemmt worden und machte es unmöglich, einen Schlüssel einzuführen. Es blieb also nichts übrig, als die Türfüllung zu zertrümmern.

Niemand hatte Huydekooper gesehen, und er konnte das Hotel nur durch den Personalausgang verlassen haben. Der Pförtner, den man im Halbschlaf in seiner Loge überraschte, hatte nichts gesehen. Inzwischen war die Polizei benachrichtigt worden, die sofort zwei Beamte entsandte. Aus den zurückgelassenen Koffern Huydekoopers förderte man Steine und eine Anzahl alter Zeitungen zu Tage. Das Werkzeug aber, mit dem die Zerstörungsarbeiten an den Möbeln und der Wand vorgenommen worden waren, wurde nicht mehr aufgefunden.

Die beiden Kriminalbeamten benachrichtigten sofort telephonisch die Bahnhöfe, aber zu dieser Zeit befand sich Dediloff bereits in einem Auto auf dem Wege nach Bremen. Der Wagen war ihm von einem guten Bekannten zur Verfügung gestellt worden, in dessen Wohnung sich übrigens auch Mister Hortham in Herrn ten Huydekooper verwandelt hatte. In Dediloffs Brieftasche aber befanden sich zehntausend Mark in allen möglichen Geldsorten.

Die Nachforschungen nach dem falschen ten Huydekooper verliefen vollkommen ergebnislos, obwohl die Polizei anfänglich voller Zuversicht war. Sie legte dem Personal des Hotels und des Juweliergeschäfts das Verbrecheralbum vor und machte besonders auf die Photos aufmerksam, die erfahrungsgemäß in erster Linie in Frage kamen. Aber niemand kannte in dem hübschen Gesicht Alexei Alexandrowitsch Dediloffs, das unter Nummer 13 144 im Album verewigt war, Herrn ten Huydekooper aus Batavia wieder. Auch nach Fingerabdrücken fahndete man in den beiden Hotelzimmern vergeblich. Der Bursche hatte mit einer verblüffenden Vorsicht gearbeitet. Er mußte offenbar Gummihandschuhe bei seiner Arbeit aufgezogen haben oder sich die Fingerspitzen mit Wachs oder einem anderen Ueberzug versehen haben.

Niemals hatte man ten Huydekooper in Hamburg wieder zu Gesicht bekommen.

XIII.

Luzie tat in der Nacht, die der Auffindung Eicks folgte, kein Auge zu. Sie hörte durch die Tür ihren Vater im Wohnzimmer leise auf und abgehen. Ein schmaler Schimmer Licht kam durch eine Ritze der Tür, und als es dann eine lange Zeit ganz still nebenan war, nahm sie an, daß ihr Vater sich an den Schreibtisch gesetzt habe, um für seinen Sohn ein Bekenntnis niederzulegen, das er ihm mündlich vielleicht nicht mehr machen konnte.

Es war lange, sehr lange nach Mitternacht, als das Licht im Nebenzimmer erlosch, und der Alte zur Ruhe ging. Tausend Pläne gingen ihr durch den Kopf, wie sie die Not von ihrem Vater abwenden und auf sich nehmen könnte, und als sie am folgenden Morgen sein Gesicht sah, das um viele Jahre älter geworden zu sein schien, stand ihr Entschluß fest. Sie selbst wollte Eick aufsuchen und das erste Wort mit ihm sprechen.

Ihrem Vater sagte sie nichts von diesem Plan, sie gab sich ruhig, heiter und zuversichtlich, nahm ihm sogar das Versprechen ab, heute noch nicht zu Eick zu gehen, sondern bis zum folgenden Tage zu warten, wie sie es verabredet hatten. Sie küßte ihn und sprach ihm Trost zu, als er ging, und leichter wurde ihr ums Herz, als sie ihn ein wenig lächeln sah.

Schon am Vormittag machte sie sich auf den Weg zu dem Hotel in der Taubenstraße. Sie fragte diesmal nicht nach Herrn Eick, sondern gleich nach Herrn Warmuth und erhielt den Bescheid, daß der Herr noch in seinem Zimmer sei.

Sie bat, Herrn Warmuth zu fragen, ob er bereit sei, sie zu empfangen, ohne zu zögern, nannte sie ihren Namen, denn Eick hätte doch sofort gewußt, wer die frühe Besucherin war.

Die zwei Minuten des Wartens in dem Vorraum des Hotels erschienen ihr endlos, sie suchte mühsam nach den Worten, die sie Eick zu sagen hatte. Sie wollte dem Geständnis ihres Vaters nicht zuvorkommen, sie wollte dieses Geständnis sogar hinausschieben bis zu einer Zeit, da Eick eingesehen haben mußte, daß ihr Vater tief unter seiner Schuld litt und alles Menschenmögliche getan hatte, um wieder gutzumachen.

Der Botenjunge kam zurück und meldete, daß Herr Warmuth sehr bedauere, aber er könne die Dame nicht empfangen.

Luzie erblaßte, sie schickte den Jungen noch einmal hinauf und schärfte ihm ein, daß es sich um sehr Dringliches handele. Der Junge verschwand abermals, und Luzie folgte ihm nach kurzem Zaudern die Treppe hinauf, wartete oben im zweiten Stock an der Tür Eicks.

Sie hörte Eicks Stimme, verstand aber nicht die Worte, die er sprach, aber als sie den Jungen wieder achselzuckend herauskommen sah, schob sie ihn einfach zur Seite und trat ein.

Atemlos und mit demütigem Gesicht stand sie Eick gegenüber, der sich von einem Stuhle erhoben hatte und sie mit unsicherem Blick ansah. Er gab dem Jungen, der noch immer in der halbgeöffneten Tür stand, ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen. Die Tür klappte ins Schloß, und die beiden waren allein.

Eick machte eine kleine Verbeugung und wies mit hilflos aussehender Geste auf einen der Sessel, aber auch er konnte kein Wort sprechen. Luzie setzte sich nicht, sie trat näher an ihn heran und nahm seine beiden Hände in die ihren.

„Hanns Eick!" flüsterte sie und sah zu ihm auf.

Er verleugnete sich heute nicht mehr vor ihr, aber sein Gesicht war um nichts freundlicher und zugänglicher geworden, als er fragte:

„Was führt Sie zu mir, Fräulein Endrulath?"

Tränen wollten ihr in die Augen kommen, aber sie kämpfte sie tapfer nieder, ließ auch nicht die Hände los, die er ihr entziehen wollte:

„Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie zu sprechen. Warum nennen Sie mich nicht mehr bei meinem Vornamen? Sie haben es früher doch immer getan."

Er wandte den Kopf ab, als wollte er damit andeuten, daß er nicht wisse, aus welcher Absicht diese zwecklose Unterhaltung erzwungen worden war.

„Ich weiß, daß Herr Garrison Ihnen die Tür gewiesen hat", fuhr Luzie nach einer Weile fort, „ich habe auch erfahren, daß Sie vergeblich bei Herrn Doktor Fastenrath gewesen sind, und ich will mich bei Ihnen beklagen, daß Sie nicht auch zu uns — zu mir gekommen sind. Ich habe auf Sie gewartet ..."

Eick sah nieder auf die Augen, die flehend zu ihm emporstarrten, er sah nieder auf den Mund, auf diesen ersten Mund seit acht Jahren, der zu ihm Worte der Güte und Freundlichkeit sprach. Aber auch angesichts dieser Züge, die ihm eine Zeit in die Erinnerung zurückriefen, von der er heute wußte, daß es die schönste war, konnte er nicht vergessen, daß er vor wenigen Tagen einen Strich unter sein Leben gemacht hatte, daß der alte Hanns Eick gestorben war, und der neue auch eine neue Rechnung begann.

Aber dennoch klang seine Stimme wankend:

„Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Luzie."

Eine Hoffnung zuckte in ihr auf, als sie ihren Vornamen wieder von seinen Lippen hörte.

„Was ich von Ihnen will? Das können Sie fragen? Ich möchte es Ihnen leicht machen, die schlimme Zeit, die hinter Ihnen liegt, zu vergessen. Mir ist gesagt worden, daß es Ihnen schlecht ginge, es scheint ein Irrtum gewesen zu sein, aber sollten Sie doch in Not sein, so finden Sie bitte — bitte! — den Weg zu mir! Wir sind Freunde gewesen, Hanns Eick." Sie versuchte ein Lächeln. „Nicht wahr, wir sind Freunde gewesen. Freunde sollen Vertrauen zueinander haben. Haben Sie Vertrauen zu mir, wie ich es zu Ihnen gehabt habe und noch immer habe! Sie sind für mich derselbe wie damals, als ich Sie zum letztenmal sah. Hören Sie? Ich glaube daran, daß Sie unschuldig gewesen sind. Ich will Ihnen helfen! Sie sind jetzt wohl ganz allein. Das dürfen Sie nicht. Kommen Sie zu uns. Mein Vater erwartet Sie. Grüßen läßt er Sie und Ihnen bestellen, daß Sie ihm nichts nachtragen mögen. Wir wollen Ihnen helfen, Hanns Eick!"

Er entzog ihr jetzt seine Hände und sagte leise:

„Sie kommen zu spät."

Eifrig schüttelte sie den Kopf:

„Sehen Sie mich an! Bitte, sehen Sie mich an! Niemand kommt zu spät. Sie dürfen nicht verzweifeln! Ich bin nicht das unwissende Mädchen mehr, als das Sie mich damals gekannt haben. Ich bin bereit, alles für Sie zu tun, was Sie wollen. Haben Sie keine Furcht, daß Sie sich an mich binden. Sie können mich fortschicken, wann Sie wollen. Sie werden dann kein Wort mehr von mir hören. Aber heute— heute dürfen Sie mich nicht fortschicken."

„Weshalb sagen Sie mir das alles? Weshalb kommen Sie, gerade Sie, zu mir?"

Sie wußte im ersten Augenblick keine Antwort darauf zu geben, dann erwiderte sie:

„Ich habe Mitleid mit Ihnen."

Es lag in dem Ton dieser Stimme etwas, das ihn nicht demütigen konnte.

„Mitleid mit mir?" fragte er. „Habe ich damals nicht sehr schlecht an Ihnen gehandelt?"

„Sie haben unschuldig gelitten, deshalb . . ."

Er senkte den Kopf und gab keine Antwort. Wenn er vor einigen Tagen diese Worte aus demselben Munde gehört hätte, wäre es für ihn die Erlösung von allem gewesen; heute war es ihm, als spräche jemand zu ihm in einer Sprache, die er halb vergessen hatte, die jedenfalls nicht mehr die seine war. Er wußte nichts mehr anzufangen mit dieser Liebe, die ihm ein Mensch entgegentrug. Er sah keinen Weg mehr zurück in die Welt, wo die Menschen von Liebe sprachen, und er wiederholte:

Der König und der krumme Korporal.

Skizze von Oskar Döring.

Der krumme Korporal hatte als grader, baumlanger Grenadier in vielen Schlachten gestanden. Stark wie zwei und furchtlos wie keiner hieb er drein, einem Bauern gleich, der mit dem Dreschflegel über dem Weizen ist. Gegen dreifache Uebermacht schlug er sich; seinen Hauptmann holte er aus einem Ring von Feinden. Das war ein Heldenstücklein, und der König belohnte es mit eigener Hand: der Grenadier rückte zum Korporal auf.

Noch stärker und noch furchtloser schien der Korporal geworden zu sein. Da überwand ihn die Tücke. Ein versteckter feindlicher Soldat schoß ihm zwei Kugeln in die Haut. Die erste in die Hand; der Tapfere achtete ihrer nicht. Die zweite aber streckte ihn zu Boden; sie traf ihn schwer am Bein. Wie ein Baum, dem man die Wurzeln nimmt, sank der Korporal.

Bittere Zeiten folgten. Der Feld[illegible]schnitt und flickte; die Hand nahm er ab und das Bein. Nach einem Jahr aber war der Korporal so weit, daß er in seine Heimat gehen konnte. Einhändig und mit einem wackeligen Stelzfuß kam er sich wie ein halber Mensch vor, zum Sterben noch zu viel und zum Leben zu wenig.

Die Bauern im Dorfe machten bestürzte Gesichter, als sie den Krüppel die Straße heranstelzen sahen. Sie fürchteten für ihre Gemeindekasse und für ihre Suppenschüsseln, die sie dem Invaliden wohl vorsetzen müßten. „Wieder ein Nichtstuer und Fresser mehr!" sagten die Geizhälse, und weil der Holzfuß noch nicht recht gehorchen wollte, nannten sie den Korporal fortan den krummen Korporal. Wie erstaunten die Bauern aber, als am andern Tage der Invalide zu ihnen in die Stuben trat und um Arbeit bat! Er tat es mit aufrichtigem Herzen, weil er nicht untätig Almosen nehmen und nicht alle Tage bei einem anderen Bauern Uebriggebliebenes aus der Suppenschüssel löffeln wollte. Nun aber schüttelten die Bauern die Köpfe und bedauerten: sie hätten Dienstboten genug, Arbeit zu wenig; wenn er ihnen etliche Morgen Felder geben könnte, dann würden sie ihn wohl in die Arbeit stellen. Heimlich aber redeten sie so zu einander: „Wer nur eine Hand und einen Holzfuß hat, ist bei der Arbeit nur ein Halber — beim Fressen aber ein Ganzer! Was anderes wäre es, wenn er in den Magen getroffen wäre..."

Einer nur war im Dorf, der wollte ehrlich helfen, der Ortsoberste. Arbeit konnte er nicht selber geben, er war ein Handwerksmeister; aber die Bauern überredete er und bestellte den krummen Korporal zum Dorfhirten. Das gab wohl einen geringen Verdienst und eine magere Einnahme; aber es war ein verdientes und kein erbetteltes Brot, und so nahm der Invalide den Hütstecken und trieb das Vieh auf die Weide. —

Einmal lag er am Straßenrain, den einen Arm in die Erde gestemmt und mit den Fingern den Schnauzbart zausend, da kam eine gar prächtige Karosse aus dem Dorfe gerollt. Darin saßen etliche Herren, und obenauf thronte ein Kutscher im goldgestickten Frack. Der Invalide, neugierig, richtete sich auf und trat an den Weg. Und als die Rosse auf eine gute Baumlänge herangekommen — — Himmel! was sah er? Sein König saß in der Kutsche. Sein König! Da zuckte es dem krummen Korporal in den Gliedern. Ein Feuer brannte ihm darin, die alte Kraft, die alte Liebe entzündete sich an ihm. Stramm stand er, „Augen rechts!" kommandierte er sich selber, und den Stecken präsentierte er. Die Kutsche hielt. Der König trat aus dem Wagen, den sonderbaren Kerl zu beschauen; denn er wußte noch nicht, hatte er einen Narren oder einen Spitzbuben vor sich. Den Stecken bei Fuß zu nehmen, befahl der König, und ihm Red' und Antwort zu stehen! Der krumme Korporal erzählte von Schlachten, von Kolin, von den zwei Kugeln, vom Krankenlager und zuletzt auch wohl von den Bauern und ihren Geizhälsen; daß er sich aber schon daran gewöhnt und den Hütstecken nicht ungern genommen habe; denn Bettelgehen wäre noch viel übler, und Verdienst wäre Verdienst.

„Und wieviel verdient Er?" fragte der König mit ernster Miene.

„Soviel wie mein König!" antwortete der Korporal.

Seltsam lächelte der König über diese Worte und fragte erstaunt weiter: „Und, was glaubt Er, was ein König verdient?"

„Soviel wie er braucht!" sprach der Korporal. — —

Noch in gleicher Nacht sprengte eines Eilboten Roß aus der Stadt. Beim krummen Korporal stieg der Bote ab und überreichte ihm einen schweren Beutel: der König ließe den braven Kerl grüßen und ihm 500 Taler schicken; wenn er mehr brauche, solle er es ungesäumt sagen; denn ein ganzer Kerl verdiene allzeit nicht genug...

Eine interessante Ausstellung

von Gegenständen aus dem Besitz der Königin Marie Antoinette, in Verbindung mit Dokumenten und Bildern, die sich auf sie beziehen, ist jetzt im Schloß von Versailles eröffnet. Viele der Ausstellungsstücke, deren Zahl 400 erreicht, stammen aus französischen Museen oder sind von Privatsammlern zur Verfügung gestellt worden. Unter anderem sieht man eine bemerkenswerte Sammlung von Stichen, Oelgemälden und Aquarellen, die Marie Antoinette zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens darstellen. Das ergreifendste Stück ist wohl ein Blatt unter Glas und Rahmen mit den letzten Worten, die die unglückliche Königin in ihr Gebetbuch schrieb, ehe sie zum Schaffott schritt: „Mein Gott, erbarme Dich meiner, ich habe keine Tränen mehr zu vergießen. Meine armen Kinder, lebt wohl, lebt wohl!"

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Einiges zur Unterhaltung über Familiennamen, Familienforschung und Siegel bzw. Wappen.

(Von Clemens Brilon.)

Die Familiennamen (-Schreibnamen) in unserer Gegend sind teilweise sehr alt und mögen gar aus germanischer Vorzeit stammen, aber viele sind auch aus jüngerer Zeit, sodaß wir uns ihre Entstehung sehr wohl noch erklären können.

Die jüngeren Namen sind meist entstanden von dem Handwerk, das der Vorfahre betrieb, oder von dem Amt, das er inne hatte, auch vielfach aus Vornamen, oder von Orten, denen der Vorfahre schon vor Jahrhunderten entwandert ist, ja häufig wurde der Name sogar entlehnt von Häusern oder dem Zeichen, das im Mittelalter oft am Hause angebracht war. Einen sicheren Beweis hierfür haben wir bei unserm im Warburger Lande altangesessenen Adelsgeschlecht v. Spiegel. Die Spiegel kamen etwa um 1150—1200 (Abt Widekind in Corvey 1189) von Köln am Rhein, wo damals die Revolten der mächtigen Zünfte der Wollweber etc. tobten, in unsere Gegend und erhielten etwa 1230 vom Fürstbischof zu Paderborn das feste Schloß auf dem Desenberg, dessen Ruine noch heute in ihrem Besitz ist. — „Von dem Hause Spiegel in der Brigittenpfarre zu Köln haben sie ihren Namen erhalten" sagt A. Fahne in seiner Geschichte des Westfälischen Adels ausdrücklich.

Die jüdischen Familien unseres Landes haben erst seit etwa 150 Jahren feste Namen. Vorher nannten sich die Familien fast immer nach dem Vornamen des Vaters, wie das bei den Orientalen heute noch üblich ist. Die Kinder setzten ihren Rufnamen vor den Rufnamen des Vaters. Zum Beispiel: Viktor Herz, Isidor Bendix (-Pinniges), Alex Simon oder Karl Moses usw.

Heute kann man aber auch noch mit Genehmigung der Regierung seinen Namen ändern oder selbst einen neuen wählen. Findelkindern gibt die Polizeibehörde ihre Schreibnamen. Einst lernte ich einen jungen Mann